



Kapitel 1: Blitz-im-Winter

Der kleine Indianerjunge ließ sich mutlos ins Gras sinken und umschloss frierend seine Knie. Er hieß Blitz-im-Winter. Sein Vater hatte diesen Namen gewählt, weil in der Nacht, als sein Sohn geboren worden war, ein Gewitter mitten im tiefsten Winter getobt hatte. Das war etwas sehr Ungewöhnliches und der Name würde den Vater immer an diesen besonderen Tag erinnern.

Nun hockte Blitz-im-Winter im hohen Gras und seine Kehle wurde eng vor Verzweiflung. Er fühlte, wie die Angst in ihm hochstieg, als er versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Er hatte sich verirrt! Verlaufen! Um sich herum sah er nichts als wogendes Gras, in endlosen Wellen, hügelab und hügelab. Es schimmerte gelblich braun, vertrocknet von der Hitze des Sommers. Ein scharfer Wind strich darüber und verwandelte das Grasland in einen Ozean aus braunen Wellen. Es wäre ein schöner Anblick, wenn Blitz-im-Winter sich nicht so verlassen fühlen würde. Sein Magen knurrte unüberhörbar und seine Zunge klebte am Gaumen vor Durst. Selbst der runde Kieselstein, den er verzweifelt lutschte, brachte keine Linderung. Der Wind ließ seinen ausgemergelten Körper frösteln, strich über seine nackte Haut und zerzauste seine schwarzen Haare. Blitz-im-Winter zählte neun Winter und im Moment glaubte er nicht mehr daran, dass er noch einen Tag älter werden würde. Im Westen neigte sich die rot glühende Sonne dem Horizont zu, während sich von Norden her bereits die Nacht über die Täler senkte. Wie sollte er eine weitere Nacht hier draußen überleben?

Kurz überließ er sich dem Gefühl völliger Einsamkeit, dann biss er entschlossen die Zähne zusammen. Nicht aufgeben! Niemals aufgeben! Er gehörte zum Volk der Lakota und sein Volk war mutig und stark! Mit zitternder Stimme sang er ein Mutmachlied, bat das große Geheimnis, die Schöpfung allen Lebens, um Schutz:

„Tunkáschila, wamaschake schni, tscha omakiya-yo! Hey, hey, hey, ya, yo!“ – Großvater, ich bin schwach, bitte hilf mir!

Großvater war in diesem Gebet nicht sein tatsächlicher Großvater, sondern das Große Geheimnis, das auch die Macht hatte, ihn zu beschützen.

Vier Mal wiederholte er den leisen Singsang, hob flehend die Hände gegen die untergehende Sonne, als wollte er sie am Untergehen hindern. Er wusste, dass mit der Nacht auch die Kälte kommen würde. Müde ließ er die Hände sinken und tastete nach dem warmen Boden. Seine Finger wühlten in der sandigen Erde und erinnerten ihn an die warmen Büffelfelle, die im Zelt seiner Eltern auf ihn warteten. Seine Eltern! Ob sie schon nach ihm suchten? Der Gedanke schmerzte und er wischte ihn ungeduldig beiseite. Er durfte jetzt nicht seinen Träumen nachhängen, durfte nicht an die freundlichen Augen seines Vaters, an die geschickten Hände seiner Mutter oder an das Kichern seiner kleinen Schwester denken. Seine Schwester war mit ihren drei Wintern ohnehin nur ein Baby! Nein! Er musste sich an die Worte seines Onkels erinnern, der ihn gelehrt hatte, wie man allein auf sich gestellt überlebte. Tschetan! Sein Onkel!

Sofort zuckte er schuld bewusst zusammen, als ihm einfiel, wie sehr er dessen warnende Worte missachtet hatte! Nur deshalb war er in diese missliche Lage geraten!

Kurz schloss Blitz-im-Winter die Augen, als er an seinen eigenen Übermut dachte. Sein Onkel hatte ihm aufgetragen das Pony zur Herde zu bringen. Es war eine hohe Ehre gewesen, denn es war das beste Pony, mit dem sein Onkel immer zur Büffeljagd ritt! Büffelläufer nannte er es deshalb, und nur selten gab er seinem Neffen die Ehre, sich um das Pony zu kümmern! Und nun? Blitz-im-Winter hatte das in ihn gesetzte Vertrauen verraten! Anstatt der Anweisung zu gehorchen, hatte er vor den anderen Jungen angegeben, sich damit gebrüstet auf einem guten Pony zu reiten.

„He, ho!“ , hatte er gerufen. „Wer will sich mit mir in einem Wettrennen messen?“

Natürlich waren seine Freunde Otter und Krummes-Büffelhorn sofort Feuer und Flamme gewesen und hatten ihre Ponys herbeigezerrt. Blitz-im-Winter war ihnen auf und davon galoppiert, hatte sich dem Rausch der Geschwindigkeit und dem kraftvollen Spiel der Muskeln des Ponys hingeegeben. Wie ein Vogel war er über das Gras geflogen, seine Hände fest in die Mähne des Ponys gekrallt. Aber Büffelläufer war die starken Hände und Schenkel seines Herrn gewohnt, spürte kaum das Gewicht des Kindes, geschweige denn dessen zaghafte Versuche, ihn zum Stehenbleiben zu bewegen. Verzweifelt hatte Blitz-im-Winter an den Zügeln gezerrt, hatte sich nach hinten fallen lassen, um dem Pony zu signalisieren, dass es halten sollte. Doch wiehernd hatte das Pferd seinen Kopf nach vorne gestreckt, voller Übermut war es weiter in gestrecktem Galopp davongeschossen. Irgendwann bei dieser rasenden Geschwindigkeit hatte Blitz-im-Winter schließlich das Gleichgewicht verloren und war vom Pferd gestürzt. Einige Schürfwunden zeugten auch jetzt noch davon,

wie unsanft er aufgeprallt und durch das Gras gerollt war. Vom schlechten Gewissen geplagt, war er dem Pferd einen Tag und eine Nacht gefolgt, bis er es endgültig aus den Augen verloren hatte. Ho! Sein Onkel würde so wütend sein! Aber noch mehr fürchtete er sich vor der Verachtung der anderen. Er hatte das Tier, das ihm anvertraut worden war, nachlässig behandelt und nur durch seinen Übermut verloren! Nie würde er ein verantwortungsbewusster Krieger werden. Nie!

Schwindel erfasste ihn und ermahnte ihn an sein Überleben zu denken. Hunger konnte er ertragen, aber er musste etwas gegen den Durst unternehmen. Seit zwei Tagen war er an keinem Fluss oder Bach vorbeigekommen und er wusste, dass sein Körper austrocknen würde, wenn er keine Flüssigkeit fand. Mit wackeligen Beinen richtete er sich auf, stampfte ein wenig auf, um die Kälte aus seinen Gliedern zu vertreiben. Sein Oberkörper war nackt und er fürchtete sich vor der kommenden Nacht. Seine einzige Waffe war ein Messer, das an einer bestickten Scheide an seinem Gürtel hing, sonst hatte er nichts dabei. Nicht einmal ein Täschchen mit Zunder und Feuersteinen, mit denen er ein Feuer entfachen konnte. Nichts!

Suchend sah er sich nach einigen niedrigen Kakteen um, die im hohen Gras kaum zu sehen waren. Er sammelte die stacheligen Früchte, die jetzt im Spätsommer bereits größtenteils verdorrt waren. Aber wenn man die Stacheln entfernte, konnte man doch noch ein wenig Flüssigkeit saugen. Er brauchte Wasser! Wasser! Blitz-im-Winter ahnte, dass es um sein Überleben ging, wenn er am nächsten Tag nicht endlich eine Wasserstelle fand. Anfangs hatte er gehofft, dass ihn die Spur des Ponys irgendwann zu

einem Fluss führen würde, aber er hatte die Spur in der aufkommenden Dunkelheit verloren. Vielleicht könnte er die Fährte am nächsten Tag wieder aufnehmen?

Mit neuer Hoffnung grub er sich mit dem Messer ein Loch in den sandigen Boden, in dem er die Nacht verbringen wollte. Müde rollte er sich zusammen und schaufelte die lockere Erde wie eine wärmende Decke über sich.

Trotz seiner Erschöpfung konnte er nicht schlafen, denn in der Dunkelheit hörte Blitz-im-Winter die Geräusche der nächtlichen Jäger. Mit dem Messer in der Hand lag er in seinem Versteck, lauschte auf das Krabbeln und Schnüffeln, den fast lautlosen Flügelschlag einer Eule und das hohe Kläffen der Kojoten.

In der Nähe schlug ein Nachtfalke eine Maus und Blitz-im-Winter zuckte sichtlich zusammen, als ihr schrilles Quieken plötzlich erstarb. Aber so war eben das Leben. Ein Falke fraß Mäuse.

Unwillig strich er sich über das Gesicht, wischte dabei eine Ameise fort, die sich auf seine Nase gesetzt hatte. Aber auch an seinen Beinen kitzelte es und er schüttelte sie hin und her, um die ungebetenen Quälgeister zu verscheuchen.

Er döste eine Weile, war vielleicht sogar kurz eingeschlafen, aber die unbarmherzige Kälte riss ihn unsanft aus seinen Träumen. Seine Lippen zitterten unkontrolliert und er schlotterte am ganzen Körper. Es war so kalt! Noch war es dunkel, der kommende Tag nur an einem schwachen rötlichen Streifen am Himmel zu erahnen. Blitz-im-Winter rappelte sich hoch und fühlte seine Erschöpfung. Es fiel ihm schwer, die Beine zu bewegen und doch raffte er sich zu einem langsamen Trab auf, der seinen Körper erwärmen sollte. Seine Füße stolperten über den Boden, hatten nicht mehr die Kraft, sich mit der Leichtigkeit eines Rehs zu

bewegen, wie es sonst seine Art war. Hoh! Sein Volk, die Lakota, waren schnell! Aber er hatte nur noch die Geschwindigkeit einer Schildkröte! Mehrmals drohte er zu stürzen, außerdem fasste der Schwindel nach ihm. Durst! Durst! Sein Körper schrie nach Wasser. Er musste den Fluss finden, an dem sein Stamm lagerte! Dann könnte er ihm folgen und irgendwann würde er vielleicht das Dorf finden.

Aber wo war der rettende Fluss? Erschöpft ließ er sich ins Gras sinken, versuchte die roten Flecken zu vertreiben, die vor seinen Augen tanzten. Auf den Knien rutschend suchte er nach den Früchten der Kakteen, lutschte an dem saftigen Fleisch, das doch kaum Linderung brachte. Wieder folgte er den Wildwechseln, achtete auf die Spuren von Antilopen und anderen Tieren, die ebenfalls das Wasser suchen würden.

Längst hatte sich die Scheibe der Sonne über die Hügelketten geschoben und brannte nun mit ungebrochener Kraft vom Himmel herunter. Blitz-im-Winter spürte die Wärme auf seiner Haut, gleichzeitig peinigte ihn der Durst umso mehr. Er wusste, dass in einem der nächsten Täler Wasser zu finden wäre, aber er hatte die Entfernungen unterschätzt. Niemals hätte er das Pony so weit in die Ebene laufen lassen dürfen! Und niemals hätte er ihm so weit folgen dürfen! Warum hatte er nicht seinen Vater verständigt, damit er das flüchtige Tier wieder einfing? Aus Stolz? Aus Scham? Weil er einen Fehler nicht eingestehen wollte? Weil er vor seinen Freunden nicht zugeben wollte, dass ihm das Pony davongelaufen war? Wie unwichtig erschien ihm das nun! Alles, was nun noch zählte, war, das Dorf zu finden. Die Gemeinschaft! Mutter, Vater und Schwester! Oder sein Onkel. Selbst seine griesgrämige Tante wäre jetzt ein willkommener Anblick!

Sie hieß Steht-Groß und er mochte sie nicht besonders, aber im Moment wäre ihm jedes menschliche Wesen nur Recht gewesen, selbst diese Tante.

Er griff wieder nach seinem runden Stein und schob ihn sich in den Mund, um daran zu lutschen. Einige wenige Sandkörner hatten sich darauf verfangen und er hatte nicht einmal mehr genug Speichel, um ihn zu säubern. Hastig spuckte er ihn wieder aus, ärgerte sich, dass er ein wenig Sand im Mund hatte, der den Durst nur noch verschlimmerte. Taumelnd erklimmte er einen weiteren Hügel und blickte in das Tal dahinter. Schon von oben konnte er erkennen, dass es dort kein Wasser gab und er seufzte enttäuscht. Er fand die zerbröselnden Abdrücke einiger Büffel, die dort irgendwann im Frühjahr vorbeigekommen sein mussten, als der Boden noch feucht vom Regen gewesen war und so folgte er ihnen, weil er hoffte, dass es vielleicht eine Schlammkuhle gab, aus der er mit Grashalmen Wasser filtern konnte. Er hatte so etwas schon einmal gemacht: Aus den langen Grashalmen eine Matte geflochten, auf den Schlamm gelegt, vorsichtig niedergedrückt und gewartet, bis sich darauf das Wasser gesammelt hatte. Es schmeckte scheußlich, löste manchmal auch Krämpfe aus, aber wenn man überleben wollte, war es die einzige Chance, die man hatte.

Blitz-im-Winter stolperte den Hang hinunter und sah sich nach solch einer Schlammkuhle um. Nichts! Einfach nichts!

Der Boden war ausgetrocknet von der langen Hitze des Sommers und hatte alle Feuchtigkeit längst verschluckt. Mutlos wankte Blitz-im-Winter durch das Tal, vertraute den Büffeln und anderen Tieren, die doch auch irgendwann Wasser brauchten!

Ihm wurde schwindelig und schlecht. Die Landschaft verschwamm flimmernd vor seinen Augen. Seltsame Gestalten tanzten vor seinen Augen, doch wenn er genauer hinsah, waren es nur verkrüppelte Bäume und Büsche. Kurz hatte er das Gefühl beobachtet zu werden, glaubte einen schwarzen Schatten zu sehen, der hinter einem Baum auf ihn lauerte. Oder war es nur ein Wolf, der ihn beobachtete und darauf wartete, dass er vor Erschöpfung zusammenbrach? Nicht aufgeben, mahnte er sich und wieder schlurfte er vorwärts, hatte nicht mehr die Kraft, die Füße zu heben. Nicht aufgeben, murmelte er vor sich hin, spürte den Wunsch, sich einfach hinzulegen und zu schlafen. Aber das wäre gleichbedeutend mit Tod. Er durfte nicht schlafen!

Mit geschlossenen Augen wankte er weiter, blinzelte nur manchmal, weil seine Augen so brannten.

Deshalb hörte er den näher kommenden Reiter bevor er ihn tatsächlich sah, spürte das leichte Beben des Hufschlags und die Erschütterung der Erde. Ein Reiter! Er verschwendete keinen Gedanken daran, dass es vielleicht ein Feind war, denn selbst ein Feind würde sehen, dass hier nur ein Kind war, das dringend Hilfe benötigte. Die Lakota hatten viele Feinde, doch niemand würde einem kleinen Jungen etwas antun.

Müde öffnete Blitz-im-Winter die Augen und versuchte die tanzenden Bilder in seinem Kopf zu ordnen. Er konnte den Reiter nur schemenhaft erkennen, weil er mit der Sonne ritt und die flimmernden Strahlen ihn umhüllten, als wäre er ein Teil von ihr. Niemand sieht gut, wenn man in die Sonne schauen muss und es ist schwer, irgendetwas zu erkennen, wenn man von dem gleißenden Licht geblendet wird.

Dann erreichte ihn der Reiter und Blitz-im-Winter erkannte seinen Onkel Tschetan. Nur ganz kurz flammte die Erleichterung in dem Gesicht des Onkels auf, weil er seinen Neffen endlich gefunden hatte, dann beugte er sich vorwurfsvoll zu ihm hinunter. „Der ganze Stamm ist auf der Suche nach dir!“

Blitz-im-Winter konnte nur nicken, zum Antworten war er zu schwach.

Tschetan reichte ihm seine Hand, damit er hinter ihm aufsitzen konnte und Blitz-im-Winter griff wie ein Ertrinkender nach der dargereichten Hand. Er wollte sich hochziehen, hinter seinem Onkel auf dem Pferd sitzen, doch seine Beine wurden weich und sein ganzer Körper erschlaffte. Sein Gesicht rutschte gegen den warmen Bauch des Ponys, dann wurde alles schwarz um ihn herum.

Verblüfft hielt der Onkel den zusammensinkenden Körper des Jungen fest und zog ihn zu sich auf das Pferd. Kurz fühlte er das Fieber und die völlige Erschöpfung, dann hielt er Blitz-im-Winter behutsam wie ein Baby im Arm und riss sein Pferd herum. Im gestreckten Galopp jagte er durch das Tal, wusste, dass er sich beeilen musste, wenn er seinen kleinen Neffen retten wollte.

Der Onkel umrundete zwei weitere Hügel, erst dann wurde sein Galopp langsamer. Vor ihm erstreckte sich das Tal des Fetten-Gras-Flusses, des Little-Bighorn, an dessen Ufer die Zelte des Dorfes in einem weiten Kreis lagen. Viele Zelte waren mit bunten Tierzeichnungen oder Jagdszenen bemalt und vor den Tipis stieg der Rauch von den Kochfeuern nach oben. Kessel hingen über den Feuern, in denen das Essen schmorte. Es war ein Dorf der Lakota. wie man unschwer an den Bemalungen der Tipis

und der Form der Zelte erkennen konnte. Auch die Lage des Dorfes und wie die Zelte aufgestellt waren, zeigte jedem Fremden, wer hier lebte und jagte.

Aufgeregt strömten die Menschen in der Mitte des Dorfes zusammen, um den Ankömmling zu begrüßen. Viele schlugen besorgt die Hand vor den Mund, als sie Blitz-im-Winter so leblos in den Armen seines Onkels sahen.

Tschetan trieb sein schweißüberströmtes Pony an ihnen vorbei und ritt direkt zum Zelt seiner Schwester. Sie hieß Uinohnah und war die Mutter von Blitz-im-Winter. Sie kletterte aus dem Zelt und schlug ebenso entsetzt die Hände vor den Mund, als sie ihr ohnmächtiges Kind erkannte.

„Mein Sohn!“, stöhnte sie verhalten.

„Es geht ihm schlecht!“, mahnte Tschetan besorgt. „Ihr solltet den Medizinmann rufen!“

Im gleichen Augenblick kam bereits Traumpfeil angelaufen. Er war Tschetans bester Freund und der Vater von Blitz-im-Winter. Auch er wurde bleich, als er die schlaffe Gestalt seines Sohnes erkannte und hob seine Arme, um ihn in Empfang zu nehmen.

„Wo hast du ihn gefunden?“, fragte er mit bangem Herzen.

„Nicht weit von hier! Er hätte es fast geschafft. Er war im Osten, dort, wo die Büffel sich im Frühjahr suhlen“, antwortete Tschetan mit ruhiger Stimme.

„Oh, darum haben wir ihn nicht gefunden!“, wunderte sich Traumpfeil. „Wir haben ihn nicht im Osten, sondern nur im Westen gesucht!“

Tschetan lächelte freundlich, nahm es als Lob, denn nur er war auf die Idee gekommen, einen weiten Bogen in alle Richtungen zu reiten, um eine größere Umgebung auf der Suche nach dem

Kind abzudecken. Die anderen hatten sich auf die Aussagen der anderen Kinder verlassen, die gemeint hatten, das Pferd sei nach Westen gerannt.

Tschetan führte sein Pferd zu seinem Zelt und übergab es seiner Frau. Mürrisch nahm Steht-Groß das Pony am Zügel und entfernte sich, um es zur Herde zu bringen. Kurz hatten Tschetans Augen den Ausdruck eines Falken, ehe er auf seine Beute zustößt, doch dann wurde sein Blick wieder neutral. Falke, so war sein Name, denn auch er konnte blitzschnell zustoßen und seine Feinde in die Flucht jagen. Vielleicht hätte Tschetan seine Frau tadeln sollen, doch er sagte nichts, denn er wusste, dass seine Frau mit ihm nicht glücklich war. Vielleicht bedeutete ihm deshalb die Familie seiner Schwester so viel. Traumpfeil war schon als kleiner Junge sein Freund gewesen und er hatte sich gefreut, als ausgerechnet Traumpfeil seine Schwester geheiratet hatte. Er verbrannte etwas Salbei in einer Schale und betete für seinen Neffen Blitz-im-Winter, damit er schnell wieder gesund wurde.